

Ulrich Laepple

***Diakonisch* missionarisch sein.**

Von theologischen Einsichten, blinden Flecken und bewegender Praxis

Vortrag bei der Delegiertenversammlung der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste im Bundesverband Diakonie Deutschland, am 14. Mai 2013

1. Der Einsatzpunkt

Lieber Schwestern und Brüder,

wo ist der Einsatzpunkt, wenn man über ein solches Thema sprechen will? In welcher Tonart, mit welchem Klang soll man es intonieren?

Ich fange mit einem Zitat an: „Es gibt nichts Schöneres, als vom Evangelium, von Christus gefunden zu werden. Es gibt nichts Schöneres, als ihn zu kennen und anderen die Freundschaft mit ihm zu schenken.“

Diese „ur-evangelisch“ klingenden Worte – von Papst Benedikt bei seiner Einführung im Jahr 2005 gesprochen - sind missionarisch wie diakonisch. Sie atmen Evangelium pur. Sie inspirieren mich, weil sie ansetzen bei der Schönheit und beim Glück des Glaubens an einen Gott, der seine Freundschaft verschenkt. Sie setzen nicht an bei einem Appell. Sie nehmen den Klang auf von den Worten, mit denen Jesus in der Synagoge von Nazareth in Luk. 4 seine Berufung beschreibt: „Auszurufen ein Gnadenjahr des Herrn.“

Diakonie - das scheint jedoch die Welt der Appelle zu sein. „Tut doch endlich etwas!“ Zum Beispiel lesen wir fast jeden Tag hier im Haus auf unseren Bildschirmen die Presseerklärungen mit Forderungen, die ins Land gehen - zum Pfllegenotstand, zu Hartz IV, zur Altersarmut, zum Thema Inklusion! „Da muss man doch was machen!“ Und so ist es ja auch. Da muss man wirklich etwas machen, und man macht es auch. Gott sei Dank. Aber Appelle können überfordern und taub machen.

Auch das Wort „Mission“ klingt, gerade bei uns Missionarischen, als die wir uns verstehen, oft sehr appellativ. Da ist eine Menge Druck dahinter. „30 Millionen Konfessionslose in unserem Land!“ „Da muss man doch was machen“, auch angesichts des Bedeutungsverlusts der Kirche in unserer Gesellschaft, der diesem Appell noch eine besondere Dramatik verleiht. Sind wir als AMD nicht die Agentur für missionarische Konzepte? „Da muss man doch was machen!“ Und wir machen – alle hier im Raum – ja auch was. Aber den Schlüssel hat keiner von uns. Auch missionarische Forderungen können überfordern und taub machen.

Klagen und Appelle sind nicht verboten. Aber uns darf die Freude nicht abhanden kommen, die Freude an Gott als Quelle unserer Mission und unserer Diakonie.

Darum setze ich ein bei dem Zitat von der Schönheit und Freundschaft Gottes:

„Es gibt nichts Schöneres, als vom Evangelium, von Christus gefunden zu werden. Es gibt nichts Schöneres, als ihn zu kennen und anderen die Freundschaft mit ihm zu schenken.“

Um zu vermitteln, wie sich das anfühlen kann, ein kleines persönliches Erlebnis: Ich steige in einen ICE ein. Ich sitze neben einer Chinesin, will mich noch etwas auf meinen Vortrag vorbereiten, bei dem dieses Gemälde von Rembrandt (ppt.) eine Rolle spielt. Ich hole es auf meinen Desktop. Plötzlich von rechts: „What's that?“ Sie schaut gebannt auf das Bild und will es wissen. Ich erzähle ihr die Geschichte von diesem Sohn und diesem Vater und dass Gott ein Herz hat wie dieser Vater, der sich freut, dass er seinen Sohn zurück bekommt, ihm vergibt, diesen lumpigen Kerl ehrt, ernährt und kleidet. So ist Gott. Er bietet uns die Freundschaft an, egal wer wir sind, aus welchem Land wir kommen. Das Evangelium „in a nutshell“, in einer Nussschale – missionarisch und diakonisch (und für eine konfuzianisch oder buddhistisch erzogene Chinesin wahrscheinlich etwas sehr Neues).

„Es gibt nichts Schöneres, als ihn zu kennen und anderen die Freundschaft mit ihm zu schenken.“ Wir haben einen Gott, der seine Freundschaft schenkt.

2. Von der Schönheit Gottes

„Es gibt nichts Schöneres...“ Ich greife den Begriff auf. „Schönheit“ ist ein biblisches Wort und fruchtbar gerade für eine diakonisch-missionarische Theologie.

Lassen Sie sich dazu bitte mitnehmen auf einen (nicht langen, aber herausfordernden) Rundgang durch die Bibel.

„Aus Zion bricht an der schöne Glanz Gottes. Unser Gott kommt und schweigt nicht!“ (Ps.50). „Zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn“ (Ps. 27). R. Bohren schrieb ein Buch mit dem Titel: „Dass Gott schön werde“ – und wünschte sich damit, dass unser ganzes kirchliches Tun - unsere Gottesdienste, unsere Theologie, die Diakonie und Verkündigung - ein Beitrag zur Schönheit Gottes sein möchten. Die Schönheit Gottes zieht die Menschen an, sie ist missionarisch. Die Bibel nennt die Schönheit Gottes ja „Herrlichkeit“. Sie spricht vom „Vater der Herrlichkeit“, vom Sohn als vom „Abglanz der Herrlichkeit“ und vom „Geist der Herrlichkeit“ - und die Reaktion seitens der Menschen, wenn sie davon etwas erfahren, ist das Lob Gottes. In der Sprache der Theologie nennen wir das Gotteslob „Doxologie“.

Kann es eine Nähe zwischen Doxologie und *Diakonie* geben – wo es Diakonie doch mit Lebenslagen zu tun hat, die nicht gut sind und in denen es auf den ersten Blick sicher nichts zu loben gibt?

3. Doxologie und Diakonie

a) Verfolgen wir diese Spur: In Mt.11,26ff hören wir einen Lobpreis Jesu: *„Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, dass du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart. Ja, Vater, so ist es wohlgefällig gewesen vor dir. Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“*

Kostbare Worte, die sich ja anhören wie ein versprengtes Stück Johannesevangelium, das sich aus dem Hohepriesterlichen Gebet ins Matthäusevangelium verirrt hat. Diese Doxologie im Munde Jesu, Mt.11, spricht vom Glück eines Bündnisses, das Gott mit den Kleinen, Schuldigen und an Leib und Seele Verletzten eingegangen ist. Sie sind der Gegenstand des intimen Gesprächs zwischen Jesus und seinem Vater im Himmel. Sie kommen darin prominent vor. Und als ob sich Jesus im Gebet mit seinem Vater im Himmel zuvor vergewissern wollte, bietet Jesus seine Freundschaft jetzt ganz offen an: „Kommt er zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“. Da dürfen nun gleich all die „Erquickten“ aus den Evangelien vor unser Auge treten: Die samaritanische Frau am Brunnen, die Ehebrecherin, vor die sich Jesus schützend stellt, die Mütter, deren Kinder er segnet, den schreienden Blinden von Jericho, die Zöllnern, die 10 Aussätzigen, die gekrümmte Frau, der Gelähmte von Kapernaum (der ähnlich dran war, wie der Gelähmte, den Papst Franziskus vor den Augen der Welt auf dem Petersplatz geküsst hat und wir per Fernsehen in die glücklichsten Augen, die man sich denken kann, schauen konnten).

Das Bilderbuch, besser Geschichtenbuch der Evangelien ist eine einzige Doxologie, eine Form der Seligpreisungen, denn in diesen Geschichten scheint die Doxa Gottes auf. „Wir sahen seine Herrlichkeit“, heißt es am Anfang des Johannesevangeliums, wobei das Johannesevangelium die Herrlichkeit Jesu auch - bewusst paradox - in seinem Kreuz sieht. Herrlich ist daran nicht die schreckliche Kreuzigung, sondern herrlich ist die Liebe, die Jesus diesen Weg ans Kreuz für seine geliebte Welt gehen lässt (Joh. 13,1).

b) Aber es ist nicht nur das Glück der Menschen, die von der Güte Gottes unerwartet berührt werden. Es ist auch das Glück Gottes selber! Wer die drei Gleichnisse vom Verlorenen in Luk. 15 aufmerksam liest – das verlorene Schaf, der verlorene Groschen, der verlorene Sohn – erkennt: Diese Gleichnisse laufen auf das Glück Gottes selber hinaus, auf *seine* Freude, dass er das Verlorene wieder gefunden hat: „Im Himmel ist Freude, wenn einer umkehrt“ (V.7). In der Frau, die den Groschen sucht und findet und ganz aus dem Häuschen ist, spiegelt sich Gott, der unter dem Verlorenen leidet bis er's findet. Und erst recht ist die Freude des Vaters das Ziel des Gleichnisses „Vom verlorenen Sohn“.

Es ist die innertrinitarische Freude Gottes, die in Jesu intimmem Gebet aufscheint: „Ja, Vater, so ist es wohlgefällig gewesen vor dir“ (Mt.11,26) Prof. Klaus Haacker lässt in einem Gedicht den Verlorenen Sohn rückblickend zum Vater sprechen: „Ich konnte deinen Augen nicht entkommen, warf ich auch selber keinen Blick zurück. Dann hast du mich Verarmten aufgenommen, mich endlich wiederfinden war dein schönstes Glück.“

In solchen Erfahrungen wird Gott schön.

Diakonie und Doxologie – es gibt es noch weitere Kostbarkeit:

c) Die Seligpreisungen Jesu sind diakonische Doxologie: Glückselig preist Jesus die geistlich Armen, die Verfolgten, die Barmherzigen... In den Seligpreisungen wird nicht gesagt, dass arm sein, verfolgt sein etwa „glückselig“ mache, schon gar nicht verträsten sie auf ein Jenseits. Sondern den geistlich Armen (also auf Gott Angewiesenen), den Verfolgten, den Barmherzigen oder den Friedensstiftern wird die volle Solidarität des Himmels zugesprochen,

damit sie mutig und standhaft bleiben und den Widersachern widerstehen können. Die Seligpreisungen sind Widerstandsdoxologie fürs reale Leben.

d) Und dann der Abschnitt vom Licht, von der Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen bleiben kann. Licht ist *das* doxologische Wort der Heiligen Schrift. „Lasst euer Licht leuchten vor den Menschen, dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt. 5,16) - gute Werke und Lobpreis, Diakonie und Doxologie in einem Atemzug.

„Eure guten Werke“ – wie selbstverständlich Jesus von ihnen spricht! Hier werden sie nicht, wie es bei Paulus und der Reformation notwendig wurde, zu einem Ausdruck, gegen den die „Gnade“ streitbar ins Feld geführt werden muss.

Das Neue Testament liebt die guten Werke. Jesus adelt sie als Licht und Abglanz der Doxa Gottes. Nicht nur Jesus, auch Paulus denkt hoch von ihnen. Rechtfertigung heißt für ihn nicht: Es ist egal, was wir tun, wie wir uns verhalten. Ich erinnere mich, wie Prof. Otto Michel bei einer Vorlesung über die Rechtfertigungslehre des Paulus (und gegen eine folgenlose Rechtfertigungslehre) den Satz ausrief: „Paulus liebt die Tat!“ Gute Werke sind Träger der Doxa Gottes. Sie haben eine hohe Würde. Gott will aufscheinen in unseren Taten - freilich nicht zum Eigenlob, sondern damit andere den Vater im Himmel preisen.

4. Die Doxa Gottes als Grund und Ziel der Mission

Der Wuppertaler Missionswissenschaftler Henning Wrogemann hat aus der Doxa Gottes, seiner Herrlichkeit, seinem Glanz, eine ganze Missionstheologie entwickelt.¹ Er sagt: Mission im Neuen Testament könne man verstehen als die Ausstrahlung der Doxa Gottes – und er denkt die Diakonie dabei selbstverständlich in die Mission hinein.

Wrogemann zeigt, dass im Neuen Testament „Mission“ nicht nur durch Mt. 28 und oder Joh. 20 begründet und beschrieben wird. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf „energetische“ Bilder. „Licht“ ist eines dieser Bilder, das Erstrahlen Gottes in die Welt hinein, besonders von Jesus und in den Evangelien verwendet. Paulus spricht auch vom Duft: „Gott sei gedankt, der ... den Wohlgeruch seiner Erkenntnis durch uns an allen Orten offenbart!“ (2. Kor. 2,14). Oft gebraucht Paulus die Kategorie des Fließens und spricht vom „Überfließen“ an Kraft, an

¹ Henning Wrogemann, Missionstheologien der Gegenwart. Globale Entwicklungen, kontextuelle Profile und ökumenische Herausforderungen, Gütersloh, 2013

Gnade, an Liebe, und zwar – für unseren Zusammenhang bemerkenswert – im Kontext der Kollekte unter den Heidenchristen zugunsten der verarmten Jerusalemer Gemeinde.

„Wie ihr in allen Stücken überfließt (griech.: perrisseuete) im Glauben und im Wort und in der Erkenntnis und in allem Fleiß und in der Liebe... so schafft, dass ihr auch in diesem Liebeswerk überfließt.“ Dieses Liebeswerk, diese Kollekte nennt Paulus eine „diakonia“. Bemerkenswert finde ich nun: Paulus führt in dieses Projekt nicht mit einem Appell, mit einem Imperativ ein, sondern erinnert zuerst an den Überfluss, der von Gott her fließt - nämlich Glaube, Wort, Erkenntnis, Fleiß, Liebe. Mache ich mir bewusst, was ich empfangen habe, fällt mir das Geben leicht. Das Empfangen kommt vor dem Geben. Das gilt für alle Mission und Diakonie.

Die Bilder vom „Fließen, Erstrahlen, Verströmen“ sind in sich grenzüberschreitend; ihre Wirkung ist nicht aufzuhalten. Sie sind missionarisch und sie sind ganzheitlich. Ganzheitlich, das heißt: Gottes wirkende Präsenz ist nicht nur worthaft, gewiss *auch* worthaft (also hörbar), aber sie ist auch zeichenhaft (also sichtbar) und sie ist leibhaft (also spürbar). Worthaft, zeichenhaft, leibhaft – hörbar, sichtbar, spürbar - diese Trias ist grundlegend für Gottes wirkende Doxa. Sie kommuniziert sich mehrdimensional.

Damit das nicht abstrakt bleibt, will ich es erden mit einer kleinen, selbst erlebten Szene:

Ich komme an einem Sonntagmorgen um 10 Uhr aus der Sakristei in den Kirchenraum der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Ein etwa 55-jähriger Mann in der ersten Reihe gestikuliert wild und spricht laut mit der Christusfigur über dem Altar. Der schwergewichtige Küster eilt herbei und will ihn aus der Kirche hinauswerfen. Es kommt zu einem unansehnlichen Ringkampf vor aller Augen. Ich gehe hin und trenne die beiden. (So kann man keinen Gottesdienst beginnen!) Die Orgel setzt ein. Der Mann beruhigt sich etwas. Nach dem mächtigen Schlussakkord stößt er ein tiefes und lautes Seufzen aus: „Schön!“ Er redet zwar während der Eingangsliturgie hin und wieder laut dazwischen. Aber eine ältere Frau aus der Gemeinde setzt sich neben ihn und redet ihm liebevoll zu. Die Predigt fängt an. Ich sehe, dass er eingeschlafen ist. Er schläft die ganze Predigt lang – was für ein Geschenk! Beim Abendmahl wacht er auf. Bei der zweiten Gruppe steht er plötzlich auf und stellt sich in den Halbkreis. Ich erschrecke, reiche ihm aber Brot und dann den Wein.

Dieses ganze Geschehen ist für mich eine Lehrstunde in Doxologie. Dieser Seufzer, das Aufatmen-Dürfen, wenn ein Mensch, gerade auch ein etwas verwirrter, in der Kirche aus tiefstem Herzen „schön“ seufzt, wenn er in der Gemeinschaft von Christen einschläft, weil seine Seele sich geborgen und angenommen fühlt, wenn er den Mut hat, sich beim Abendmahl in den Kreis der Beschenkten zu stellen und so das Recht der Gnade in Anspruch nimmt (auch wenn er es nicht ganz verstanden haben sollte), und wenn eine Gemeinde ihn innerlich annimmt. Wenn der Kirchenraum einlädt, mit Gott zu kommunizieren, z.B. über die Figur des gekreuzigten und auferstandenen Christus, wenn auch die Orgelmusik (was ja einige von uns schon gar nicht mehr für möglich gehalten haben) die Doxa Gottes zu repräsentieren vermag. Doxa Gottes also in vielen Dimensionen: hörbar, sichtbar, spürbar – eben ganzheitlich.

Mein Kollege Volker Roschke sagt zu Recht immer wieder, beim Evangelium gehörten Gehalt und Gestalt zusammen. Alles predigt: der Raum, die Menschen, die Atmosphäre, unsere Werke, die wir tun und die, die wir nicht tun, unsere Haltungen und Gedanken – alles wirkt zusammen mit der Botschaft, die wir sagen. Alles zusammen schafft Qualität. Es geht nicht nur um ästhetische Qualität, sondern auch um die ethische, homiletische und atmosphärische Qualität. So ist der oft gesagte Satz zu verstehen: „Qualität ehrt Gott.“ Solche Qualität ist ein doxologisches Geschehen und gerade darum nicht machbar. Dass Gottes Glanz aufscheint, darüber können wir nicht verfügen. Gottes spürbare Präsenz ist ein Geschenk. Es hätte in jenem Gottesdienst ja alles auch ganz anders gehen können.

Mit diesen Gedanken sind wir ganz nah bei der vielleicht bemerkenswertesten doxologischen Aussage, die Paulus macht: „Wir alle (alle zusammen, die Gemeinde Jesu) spiegeln mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wider und werden so in sein eigenes Bild verwandelt, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, durch den Geist des Herrn. Wo der Geist wirkt, da ist Freiheit!“ - dort werden Menschen befreit, frei (2. Kor.3,17.18).

5. Der politische Aspekt der Doxa Gottes.

Das Magnifikat in Luk.1,46ff fängt wunderbar doxologisch an: „Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes“. Nach diesem erhebenden Anfang erschrickt man, wenn es dann plötzlich heißt: „Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn... Er stürzt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen...“ Gottes Doxa, seine Präsenz, ist nicht harmlos. Sie ist gefährlich für die, die ihre Macht missbrauchen und andere, „Niedrige“ unterdrücken.

Aber so überraschend sind diese schroffen Aussagen im Magnifikat gar nicht. Denn in ihnen ragen bekannte armutstheologische Rechtstraditionen des Alten Testaments direkt ins Neue hinein. Sie finden sich nicht nur in der Thora und bei den Propheten, sondern auch in den Psalmen.

Ich will das an *einem* Beispiel zeigen, auch weil dieser Aspekt für die nationale diakonische wie internationale Entwicklungsarbeit in unserem Haus grundlegend und unaufgebbar ist. Der Text ist so eindrücklich wie unbekannt: Psalm 82.

Da sind die Götter um Jahwe versammelt, und Jahwe klagt diese Götter an:

„Wie lange noch wollt ihr unredliches Recht aufrichten und die Verbrechen begünstigen? Verhelft dem Niedrigen und der Waise zu ihrem Recht, dem Elenden und Bedürftigen lasst Gerechtigkeit widerfahren, rettet den Niedrigen und Armen, aus der Hand der Verbrecher entreißt sie...“

Der Alttestamentler Ulrich Ebach sagt zu diesem Psalm, er sei „...einer der bemerkenswertesten Bibeltex-te überhaupt. Der Gott Israels macht den Göttern den Prozess. Ihr Auftrag wäre der Schutz der Armen und weiter, den Armen Gerechtigkeit zu verschaffen. Weil sie das nicht tun, werden sie sterben. Nichts anderes sagt der Psalm, dass ein Gott, der nicht ein Gott der Armen ist, zum Tode verurteilt ist (er ist ein Götze). Weil die Götter

Unrecht zu Recht machen, 'wanken die Fundamente der Erde', heißt es im Psalm. An der Frage, ob den Armen Gerechtigkeit zuteil wird, entscheidet sich die Gottesfrage.²

Die politische Dimension unseres Glaubens liegt damit auf der Hand. Sie bezieht sich auf das eigene Land wie auf andere Länder. Es ist schon eindrücklich, wenn man in unserem neuen Haus über die Flure geht: Abteilung Afrika, Ostasien, Mittlerer Osten, Lateinamerika usw. Es geht um Recht und Gerechtigkeit für die Niedrigen und Erniedrigten.

Denn wo diesem Gott die Ehre gegeben wird, muss man an Gerechtigkeit und Recht arbeiten. Wer Recht und Gerechtigkeit für eine Nebensache hält, der soll Gott nicht preisen. Das meinte ja Bonhoeffer, wenn er sagte: „Nur wer für die Juden schreit, darf gregorianisch singen.“

6. Was heißt „Diakonie“ im Neuen Testament?

Unser Thema nötigt zu fragen: Wie fügt sich in das bisher Gesagte der Diakoniebegriff des Neuen Testaments ein.

Ich rechne bei Ihnen nicht damit, dass, was ich jetzt sage, unbekannt ist, obwohl ich es immer wieder erlebt habe, dass es – auch für Pfarrerinnen und Pfarrer - völlig neu ist: dass nämlich der Diakoniebegriff im Neuen Testament, also die Wortfamilie „diak“ („diakonos“, „diakonia“, „diakonein“) nur zu einem kleinen Teil auf das zutrifft, was man karitative Sozialarbeit der Kirche bezeichnet. Am wenigsten ist das bei Paulus der Fall.

Fangen wir bei Apg. 6 an, wo man oft den Gründungstext für die Diakonie zu finden glaubt. Aber dort stoßen wir auf den Ausdruck „diakonia tou logou“, also auf eine „Diakonie der Verkündigung“. Auch der Apostel Paulus spricht von einer werthaftern „Diakonie der Versöhnung“ („Gott hat uns die Diakonia gegeben, die die Versöhnung predigt“, 2.Kor. 5,18). Es gibt also mehr als nur eine karitative Diakonie der Liebestat.

In der Charismenliste 1. Kor. 12 begegnet uns „diakonia“ sogar in der Mehrzahl: „Es sind verschiedene Diakonien, aber es ist ein Herr...“ (V. 4). (Wir erkennen das Wort „Diakonie“ in diesen Texten darum nicht, weil Luther es mit „Amt“, andere Übersetzungen mit „Dienst“ wiedergeben.) Paulus zählt dann vor allem werthafte Dienste auf, dann erst den Heilungsdienst, der in eine karitative Richtung von „diakonia“ weist.

Auffällig ist, dass die Wortfamilie im Neuen Testament oft in Zusammenhängen der Kommunikation und Mobilität erscheint. Ein Diakon im Neuen Testament bringt oft Worte, Taten, Briefe oder Gelder von A nach B. Die neuere Forschung zum „Diakoniebegriff“ sieht im Wortstamm „diak“ seit längerem einen Ausdruck für ein Vermittlungsgeschehen, für ein Dazwischengehen. Kommunikation und Mobilität scheinen charakteristisch für das Diakonische im Urchristentum. Ein Diakon ist unterwegs. Diakonie stehe darum für den Aussenbezug der Gemeinden, sagt der Bielefelder Diakoniker und Neutestamentler Dierk Starnitzke und fügt hinzu: Diakonie im Urchristentum sei ein ausgesprochen „ambulanter“,

² zit. bei Wrogemann, s. Anm. 1, S. 306

kein stationärer Begriff. Besuchsdienste und Netzwerkarbeit seien die heutigen Formen, die diesem Diakoniebegriff am besten entsprächen.³ Kein Wunder, dass der reisende Apostel Paulus auch sich und Timotheus als „Diakone“ bezeichnen kann (1.Thess.3,2; 1.Kor.3,4f; 2.Kor.3,5f; vgl. 2.Kor.6,3f). Auch die bekannte alt-syrische Kirchenordnung zeigt einen Diakon, der vor allem in die Häuser geht, bei Fremden ist und das Ufer nach Schiffbrüchigen absucht⁴

Wenn es nun nach Paulus viele Diakonien gibt: die Diakonie der Verkündigung, die Diakonie der Versöhnung, die Diakonie der karitativen Hilfe, dann sind wir sicher berechtigt, die Liste fortzusetzen und von einer Diakonie des Gebets, einer Diakonie des Lehrens, einer Diakonie der Bildung, natürlich auch von der Diakonie der Entwicklungsarbeit zu sprechen. Ein Aufsatzband von Helmut Gollwitzer hat den schönen Titel: „Auch das Denken darf dienen.“

„Diakonia“ ist also ein unendlich breiter Begriff: Vermittlung – in Gestalt von unterschiedlichen Aufträgen und Diensten. Wenn man eine Definition versuchen will, dann vielleicht so: **Diakonie ist nach dem Neuen Testament Sammelbegriff für die vielfältigen Formen der Vermittlung des Evangeliums als Mission** (worthaft, zeichenhaft, leibhaft - darunter *auch* als karitative Haltung und Handlung). In solcher „diakonia“ vermittelt sich für Paulus die Herrlichkeit Gottes den Menschen.

Bevor wir weitergehen, eine Zwischenbilanz: Was leistet die Doxatheologie für unsere Frage nach einer diakonischen Mission?

1. Doxologische Theologie und Diakonie erwartet, dass Gott gibt, was er verheißt: dass sein Glanz aufleuchtet auf Erden.
2. Doxologische Theologie und Diakonie ist missionarisch und ganzheitlich. Die Doxa will sich vieldimensional vermitteln: hörbar, sichtbar und spürbar.
3. Doxologische Theologie und Diakonie weiß, dass der göttliche Glanz vorrangig auf „den Armen“ liegt. Daraus erwächst die Forderung nach Barmherzigkeit und Recht.

³ Dierk Starnitzke, Diakonie in biblischer Orientierung: Biblische Grundlagen - ethische Konkretionen - diakonisches Leitungshandeln, Stuttgart, 2011

⁴ Rolf Zerfass, Wenn Gott aufscheint in unseren Taten, in: Paul M. Zulehner, Das Gottesgerücht. Bausteine für eine Kirche der Zukunft, Düsseldorf, 1989, S. 95ff. „Der Diakon ... pflegt die Kranken, kümmert sich um die Fremden, ist der Helfer der Witwen. Väterlich nimmt er sich der Waisen an, und er geht in den Häusern der Armen aus und ein, um festzustellen, ob es niemand gibt, der in Angst, Krankheit oder Not geraten ist. Er geht zu den Katechumenen in ihre Wohnungen, um den Zögernden Mut zu machen und die Unwissenden zu unterrichten. Er bekleidet und schmückt die verstorbenen Männer, er begräbt die Fremden, er nimmt sich derer an, die ihre Heimat verlassen haben oder aus ihr vertrieben wurden. Er macht der Gemeinde die Namen derer bekannt, die der Hilfe bedürfen. Wenn der Diakon in einer Stadt tätig ist, die am Meere liegt, soll er sorgsam das Ufer absuchen, ob nicht die Leiche eines Schiffbrüchigen angeschwemmt worden ist. Er soll sie bekleiden und bestatten. In der Unterkunft der Fremden soll er sich erkundigen, ob es dort nicht Kranke, Arme oder Verstorbene gibt, und er wird es der Gemeinde mitteilen, dass sie für jeden tut, was nötig ist. Die Gelähmten und die Kranken wird er baden, damit sie in ihrer Krankheit ein wenig aufatmen können. Allen wird er über die Gemeinde zukommen lassen, was not tut...“

Aber nun: Wie kann sich das in der Praxis abbilden – in den Bereichen der Gemeinde, des Gemeinwesens und in der institutionellen Diakonie?

7. Diakonie in der und durch die Gemeinde – ein Beispiel

Im Norden Berlins befindet sich die Apostel-Petrus-Gemeinde in Reinickendorf. Sie liegt im Märkischen Viertel, einem Gebiet mit vielen Hochhäusern - ein Ballungsgebiet und sozialer Brennpunkt. Von dieser Gemeinde schreibt ihr Pfarrer Swen Schönheit:

„Je größer die Gemeinde, umso mehr Nöte in den eigenen Reihen. So könnte man die nüchterne Erfahrung einer wachsenden Gemeinde in der Großstadt Berlin beschreiben. Als Kirchengemeinde in einem – nunmehr 40 Jahre alten – Hochhausviertel hatten wir all die Jahre hindurch ‚unser Ohr am Boden‘: Liebeshungrige Kinder beim ‚offenen Nachmittag‘, Konfirmanden aus zerbrochenen Familien, Menschen an seelischen Abgründen und in Krisensituationen, und einfach ‚nur‘ die vielen Einsamen, Alten, irgendwie Angeschlagenen. Das sind die Menschen, die wir seit Jahren nicht nur ‚betreuen‘, sondern die in Christus neues Leben gefunden, seine Gemeinde als ihr Zuhause entdeckt haben und mit denen Gott kräftig seine Gemeinde baut.

Gemeinde erweist sich bei genauem Hinsehen als ‚Brennglas‘ aller typischen Krankheiten unserer Zeit, als Spiegelbild unserer Gesellschaft. Ist der Name Jesus wirklich im Sinne von ‚Heil und Heilung‘ unter uns präsent? Besteht die Erwartung, dass Gottes ewiges Heil sich auch in Raum und Zeit heilend auswirkt am ganzen Menschen, also an Leib und Seele und im zwischenmenschlichen Bereich?“⁵

An diesem Text finde ich Folgendes bemerkenswert:

1. Eine Gemeinde in Berlin kann wachsen – kann durch ihre Ausstrahlung auch in einem sozialen Brennpunkt wachsen.
2. Die Formulierung „unser Ohr am Boden“ zeigt eine suchende, hörende und sehende Haltung, ein aufmerksames Fragen: Wo leben wir hier, wer lebt hier, wie sind die Menschen dran? In der Gemeindeentwicklung sprechen wir von Kontextualität. Ohne Fremdwort gesagt: Es geht um die erforschende Begegnung mit den realen Lebenswelten im Bezirk. Das ist Grundbedingung für eine vitale und wachsende Gemeinde.
3. Die Menschen, die in den Blick geraten, seien nicht nur Betreute, sondern Menschen, „mit denen Gott kräftig seine Gemeinde baut“. Es geht zunächst gar nicht um Aktionen. Der Pfarrer der Gemeinde sagt vielmehr: das Wörtchen „einander“ sei das Schlüsselwort für den

⁵ zit. in Rabea Rentschler, Ulrich Laepple, Kirche mit Herz und Hand, Asslar, S. 105

⁶Swen Schönheit, Gemeinde, die Kreise zieht. Das Kleingruppen-Handbuch, 2008, Glashütten, S. 91f

Gemeindeaufbau. Er habe das aus dem NT gelernt: „Nehmet einander an...“. „Dient einander.“ „Einer trage des andern Last.“⁶

Das „einander“ unterbricht ja das gefährliche Gefälle des einseitigen Helfens, in dem die Rollen klar verteilt scheinen in Starke und Schwache, Geber und Nehmer. Gemeindeaufbau mit den Unvollkommenen, Schwierigen, Verletzten, Schuldigen, Schwachen - das klingt abenteuerlich. Aber die Doxa Gottes wertet auf, beruft, nimmt die Angeschlagenen in Dienst.

4. Schließlich die Formulierung einer Erwartung: Dass Gottes ewiges Heil sich heilsam als „Heil und Heilung“ an Leib und Seele und im zwischenmenschlichen Bereich auswirken möchte, dass das Evangelium also nicht nur Glaubentheorie bleibt, sondern zur Befreiungspraxis wird und das reale Leben verändert.

Die Begegnungsformen, die in diesem Bericht geschildert werden, zeigen eine Art diakonischen Lebensstil. Diakonie ist eine Lebensform, bevor sie eine Arbeits- und Aktionsform wird. Diese Lebensform fängt an beim Begrüßen und Nachfragen, es kommt zu einem Sich-Öffnen, Erzählen und zum Interesse für einander. Sie führt zu Begegnungen des Besuchens und auch gegenseitigen Helfens.

Übrigens: Auch Glaubenskurse sind diakonisch relevant. Denn unter der Erfahrung des Evangeliums, dass ich bei Gott als ganzer Mensch angenommen bin, darf ans Licht, was meine Not ist. Ich habe selber in durchgeführten Glaubenskursen erlebt, wie seelische Abgründe (der alkoholsüchtige Ehemann), Krankheitsnot (eine unheilbare Krankheit), familiäre Konflikte erst unter der Kommunikation des Evangeliums im Glaubenskurs benannt, vielleicht sogar erkannt und bekannt werden konnten. Das gleiche gilt für Hauskreise und andere Gruppen in der Gemeinde.

Wir sollten uns also verabschieden von dem klagend-anklagenden Satz: Die Diakonie sei aus der Gemeinde ausgewandert. Sie ist es nicht. Sie ist vielmehr zu entdecken in den Menschen, in den Begegnungen und zu bewahren in einer aufmerksamen Haltung füreinander.

Aber dann wird es von der Lebensform Diakonie auch zu diakonischen Arbeitsformen kommen, weil man bestimmten Herausforderungen nur konzentriert, organisiert und fachlich vorbereitet begegnen kann.

8. Von der Lebensform der Diakonie zu diakonisch-missionarischen Arbeitsformen

Wir haben auf Tagungen unseres AMD mi-di-Netzwerks zur Gemeindediakonie unzählige solcher Arbeitsformen kennengelernt und kommuniziert: Begleitung von Trauernden in Trauergruppen (weil Trauer in unseren Gemeinden leider nicht wirklich begleitet wird, Beerdigungsinstitute tun das mittlerweile – und wir schlafen da noch. Da haben unsere Gemeinden einen Nachholbedarf.), Einrichtung von Winterspielplätzen, Selbsthilfegruppen, Patientengottesdienste, Armutsprojekte u.v.m..

Viele von Ihnen, also Mitglieder der AMD, vertreten Arbeitsformen, die in der diakonischen, also sozialen und heilenden Dimension angesiedelt sind. Ich nenne einige:

- Endlich-Leben-Gruppen, die biografisch bedingte seelische Fehlentwicklungen von Menschen aufgreifen und mit bereitgestelltem fachlich reflektiertem Material in jeder Gemeinde durchführbar sind (analog zur Selbsthilfearbeit der AA). Es handelt sich um ein großes Netzwerk in Deutschland und der Schweiz.⁷

- Über Willow Creek haben wir in Deutschland starke Impulse zur Wahrnehmung des sozialen Umfelds einer Gemeinde und der Gestaltung von sozialen Arbeitsformen bekommen. (Wir haben in einem kleinen Büchlein festgehalten, was wir dort auf Reisen kennenlernten.)⁸

- Unter der Bezeichnung „fresh expressions of Church“ haben sich Initiativen, Gemeindepflanzungen, quasi-kommunitäre Gruppen gebildet, die in sozialen Brennpunkten vor allem unter Jugendlichen arbeiten. Ich nenne für viele die Initiative der „jumpers“. Eine Gruppe engagierter Christen ist in den sozialen Brennpunkt Helleböhn nach Kassel gezogen und arbeitet dort vor allem unter Jugendlichen und verbindet eine geistliche Lebensweise mit der Präsenz im Stadtteil und kenntnisreicher Sozialarbeit. Interessant, wie sich, wenn Christen sich sozial engagieren, die Stadt, aber auch Firmen aufmerksam werden und bereit sind, auch mit Geld zu helfen. Jumpers hat übrigens den AMD-Förderpreis gewonnen und mittlerweile ein deutschlandweites Netzwerk aufgebaut.⁹

In der EKD und im Bundesverband der Diakonie hat die „Gemeinwesenarbeit“, in der die Gemeinde als Akteur im Quartiermanagement wahrgenommen wird, eine starke Bedeutung gewonnen. Diese kirchlich-diakonische Arbeit und die genannten „fresh expressions“ gehen nach meiner Beobachtung weitgehend noch getrennte Wege. Beide sollten zusammenfinden und sich gegenseitig befruchten.

Sozialräumlich arbeiten auch so gen. Familienzentren, zu denen Kindertagesstätten ausgebaut wurden. Die Leiterin eines Familienzentrums aus Leichlingen berichtet: *„Wichtig ist uns die Integration, d.h. Jung und Alt, Familien mit Migrationshintergrund, Familien mit behinderten Kindern, alleinerziehenden Müttern, Christen und Nichtchristen. So hat z.B. eine russische Mutter für eine große Feier das Essen gekocht, eine Ungarin in der Theatergruppe mitgespielt und eine Polin auf einer Feier gesungen. Ebenso ist eine 24-jährige Küchenhilfe mit Down-Syndrom bei uns integriert. Ihre Mutter bietet anderen Müttern mit behinderten Kindern eine Gesprächsgruppe an.“*¹⁰

Fast von allein scheinen sich die Kontakte zu einem reichen Netzwerk zu fügen. Eine Lebendigkeit entsteht in einem Raum der Freiheit, wo Gaben und Aufgaben als Wertschätzung im Geist Jesu zusammenfinden.

⁷ vgl. www.endlich-leben.net

⁸ vgl. Anm.6

⁹ vgl. www.jumpers-netz.de

¹⁰ Christiane Bohlen, Familienzentrum „Schatzkiste“ – Lern- und Lebensort einer missionarisch-diakonischen Gemeinde, in: mi-di 7, 2011, S.2f

„Als Familienzentrum, fährt sie fort, „*verstehen wir unseren Auftrag diakonisch und missionarisch. Letzteres erfordert ein sensibles Vorgehen und transparentes Handeln. Den vielen Kindern und Eltern sowie den Großeltern wollen wir diese wichtigste Nachricht der Welt weitergeben. Dafür suchen wir immer wieder neue Wege der Kommunikation und der Beteiligung. Der rote Faden der Liebe Gottes soll und darf immer wieder in unserem Familienzentrum mit allen Sinnen wahrgenommen werden.*“¹¹

Das heißt doch auch:

9. Liebe ist nicht berechnend und taktisch, sondern transparent und geduldig

Ich sage das, weil in einer freikirchlichen Gemeinde eine wunderbare sozialräumliche Arbeit in Gestalt eines Bistros nach einem erfolgversprechenden Anfang vom Kirchenvorstand fallen gelassen wurde. Man meinte, den Erfolg daran messen zu müssen, ob die Besucher Christen werden, sich taufen lassen und in den Gottesdienst kommen. Weil das zu wenig der Fall war, hat man sich von einem lebendigen Projekt abgewandt.

Wenn *das* hinter der Losung „*diakonisch missionarisch sein*“ stecken würde, dann wäre das berechnende, taktische Liebe, die in Wirklichkeit keine ist. Liebe Gottes ist bekenntend – sie verschweigt nicht, aus welchen Quellen Christen diakonisch arbeiten. Sie lädt auch ein zum Glauben, indem sie Zugänge zum Evangelium schafft. Aber viele kommen zu uns zur Tür nur dann herein, wenn sie sicher sind, dass sie auch die Tür hinaus leicht erreichen können. Wir sollen ihnen die Tür hinein zeigen und die Tür hinaus nicht verbergen. Diese Freiheit müssen wir aufbringen. Denn die Liebe ist langmütig und freundlich und lässt sich nicht, auch nicht missionarisch, verzwecken.

10. Ist ein evangelisches Krankenhaus eine Missionsstation?

„Wir sind ein Krankenhaus und keine Missionsstation“ antwortete etwas barsch die Referentin auf einer Tagung, die die Leiterin eines evangelischen Krankenhauses war, als ihr die Frage gestellt wurde, ob ein konfessionelles Krankenhaus auch eine geistliche, ja missionarische Aufgabe habe.

In der Berliner Charité habe ich eine Gruppe von Ehrenamtlichen aus Berliner Gemeinden kennengelernt, die mit den Krankenhauseelsorgern zusammen für die Gottesdienste und für die Besuche bei den Kranken Verantwortung übernehmen. Die Charité ist ein säkulares Krankenhaus. Welche Möglichkeiten tun sich erst für konfessionelle Krankenhäuser auf? Wie steht es mit dem „missionarischen Auftrag“ in der so gen. „Einrichtungsdiakonie“?

Wenn „Diakonia“ im Neuen Testament ein „ambulanter“ Begriff ist¹², ein Begriff für einen Brückenschlag zwischen A und B, zwischen der Gemeinde und den Vorposten der Gemeinde, dann sollten die diakonischen Einrichtungen als solche Vorposten, als Außenstationen der Gemeinden verstanden werden. Die institutionelle Diakonie müsste dann ins Blickfeld der Gemeinden kommen.

¹¹ Ebd.

¹² vgl. Anm. 3

Hier ergeben sich Anfragen nach beiden Seiten: an die christlichen Gemeinden, ob sie ihre Zuständigkeit gegenüber Diakoniestationen, Altenheimen oder Krankenhäusern so sehen, nämlich als *ihre* „Diakonie“. Aber auch an die Einrichtungsdiakonie ist die Frage zu richten: ob man die Verbindung zu den Gemeinden will und sucht.

„Wir sind ein Krankenhaus und keine Missionsstation!“

Diese Trennung geht nicht. In einem evangelischen Krankenhaus dürfen sich die Kirche und ihr Glaube nicht verbergen.

An dieser Stelle hakt Fulbert Steffensky leidenschaftlich ein: *“Wer von etwas überzeugt ist, zeigt sich in seinen Überzeugungen. Der Geist stirbt, wo er sich verbirgt. Christen werden zu Christen, wenn sie sich als Christen zeigen. Evangelische Krankenhäuser werden zu evangelischen Krankenhäusern, wenn sie als solche zu erkennen sind. Man wird der, als der man sich zeigt.”*¹³

„Diakonisch-missionarisch“? Es geht um die Sichtbarkeit des Glaubens, also darum, sich zu zeigen in seinen Überzeugungen, mit Jesu Worten: dass wir unser Licht leuchten lassen bei den Menschen, damit sie unsere guten Werke mit allen Sinnen erfahren können: werthaft, zeichenhaft und leibhaft und darin das Angebot der Freundschaft Gottes erkennen.

¹³ Mut zur Endlichkeit, Stuttgart, 2007, S. 39